„Ich staune! Seit wann fragt eine Lady Highhill, ob einer dieser farbigen Hunde Lust zu etwas hat?! Nein, mein bester Herr Larsen, Sie wissen wirklich noch nicht, wozu eine Peitsche gehört."

Ehe der Zurechtgewiesene zu erwidern vermochte, fragte vom Eingang der Höhle her eine sonore Stimme in fließendem Englisch: „Und wozu, Mylady, soll Ihnen die Peitsche dienen?"

Geräuschlos war Chandra Singh hinausgetreten und sah drei Europäer vor sich, deren Pferde in einiger Entfernung angebunden waren: Lady Highhill, die Gattin des englischen Geschäftsträgers, deren gefährlicher Einfluß in indo-britischen Angelegenheiten zur Genüge bekannt war, Richard Parker, den unverdrossenen Verehrer der schönen hochmütigen Aristokratin, und Olaf Larsen, einen dänischen Gelehrten, der zur Zeit als Gast im Hause Highhill weilte.

Alle drei fuhren beim Klang der Stimme Chandra Singhs herum. Parkers rechte Hand glitt unauffällig nach dem Griff der Pistole. Ein leises spöttisches Lächeln erhellte bei dieser Bewegung für den Bruchteil einer Sekunde das starre Gesicht des Inders; seine Augen aber ruhten unverwandt auf dem Gesicht der Frau. Es war ein sonderbarer Blick: Keine Spur von Zorn oder Haß, überhaupt nichts, was auf eine irgendwie geartete Gemütserregung hätte deuten können; ein Blick von unbeschreiblicher Tiefe und Ruhe, merkwürdig sanft und dabei von zwingender Kraft; sinnfälliger Ausdruck des Sieges der Geistesmacht über die Materie.

Lady Highhills trotziger Versuch, diesen rätselhaften Augen mit einem Blick voll eisiger Verachtung zu begegnen, zerstob in ein lächerliches Nichts. Verwirrt und heftig wandte sie sich an Parker: „Dick, machen Sie ihm klar, was mit der Peitsche geschieht, wenn er mich noch weiter so unverschämt anstarrt! — Dick, hörst Du nicht? — Mr. Larsen, um Gotteswillen, was hat er denn?"

Parker schien nicht zu hören. Die Augen groß und unbewegt auf den Inder gerichtet, die rechte Hand um den Griff der Pistole gekrampft, sank er langsam in sich zusammen, glitt sanft, wie von einem Unsichtbaren gestützt, zu Boden und blieb lang ausgestreckt dort liegen.

Lady Highhill fühlte einen stechenden Schmerz in der Herzgegend und dumpfen Druck im Gehirn. Vor ihren weit aufgerissenen Augen begannen Nebelstreifen zu schwimmen, aus denen unausgesetzt riesenhafte, dunkle Augen auftauchten, von denen lähmende Ruhe ausströmte und in deren grauenhafter Tiefe sie jeden Augenblick glaubte versinken zu müssen. Noch einmal machte sie den matten Versuch sich loszureißen — — umsonst! Wie aus weiter, weiter Ferne und doch mit dem Empfinden peinigender Nähe vernahm sie des Inders Stimme; jedes einzelne seiner Worte preßte sich ihr wie glühendes Metall ins Gehirn.

„Lady Highhill, Du bist nicht, was Du scheinst. Wie beim König der Dschungel verbirgt sich in einer schönen Hülle eine häßliche, grausame Seele. Du bist eine kluge Frau; so klug und herzlos wie die herrschenden Männer Deines Volkes. — Du hast meine Brüder Hunde genannt und sie unzählige Male mit der Peitsche geschlagen. Du bist hierher in meine Einsamkeit gekommen, um Deiner Grausamkeit neue Lust zu verschaffen. Die Strafe dafür sei das Wissen um Deine nächste Zukunft. So höre denn: Wenn die Scheibe des Mondes wieder voll am Himmel steht, dann ist die Stunde gekommen, wo Deine Herzlosigkeit und Deine Peitsche Dich aus der schönen Hülle treiben werden, in die Du Dich verirrt... Und nun geh!" — — —

Zwei Wochen waren seitdem vergangen. Es war Abend. Im wundervollen Garten des Palastes Highhill herrschte unerzwungene Fröhlichkeit. Soeben hatte Lady Highhill einigen erst heute aus der Heimat angekommenen Damen und Herren ihr Erlebnis mit Chandra Singh erzählt und versichert, daß sie anfänglich zwar ein wenig konsterniert gewesen sei, daß sie aber im Ernst natürlich keine Stunde an das Geschwätz des alten Narren geglaubt habe; er könne zwar ganz nett hypnotisieren, aber das brächte schließlich jeder beliebige Fakir zustande.

Lady Highhills riesige Dogge hob die Nase witternd in die Luft und schmiegte sich dann eng an ihre Herrin.

Da ließ sich Olaf Larsen vernehmen: „Wir haben jetzt Vollmond, und niemand kann froher sein als ich, daß sich Chandra Singhs Weissagung nicht erfüllt hat."

Lady Highhill schwebte schon eine spöttische Erwiderung auf den Lippen, als der Hund am ganzen Körper zitternd den mächtigen Kopf hob und eine Tatze schwer auf die Hand seiner Herrin legte. Eine unwillige Bewegung ließ das Tier zurückfahren. Im nächsten Augenblick wiederholte sich der Vorgang.

„Was hat denn das Tier nur? Es zittert ja am ganzen Körper", fragte Olaf Larsen.

„Ach, was soll er denn haben? Vielleicht hätte er Lust, ebenso störrisch zu werden wie die Braunen hierzulande. Das werde ich ihm aber austreiben!" Mit diesen Worten suchte Lady Highhill die linke Hand unter der Tatze wegzuziehen. Da fletschte das Tier unter drohendem Knurren die Zähne. Rasender Zorn trieb Lady Highhill eine Blutwelle ins Gesicht. Die Rechte fuhr nach der schweren Lederpeitsche — ein sausender Hieb klatschte auf den Kopf und Nacken des aufgeregten Tieres nieder.

Ein kurzes wütendes Aufheulen — ein Sprung — ein Schreckensschrei, in den der scharfe Knall einer Pistole fuhr ...

Parkers unfehlbare Kugel war zu spät gekommen. Lady Highhill lag mit durchbissener Kehle am Boden, neben ihr die riesige Dogge, die eine Gefahr gewittert und ihre Herrin davor hatte warnen wollen.

Von den Bäumen und Büschen ringsum troff wie flüssiges Silber das Licht des Mondes, dessen leuchtende Scheibe voll am Himmel stand.

Der Flug.

Oeffne deine Schleusen, Herz!
Gieße alle Freude aus!
In den Aether himmelwärts
trägt mich Flügelsturmgebraus.

Aller Schwere säh befreit,
schweb' ich ruhend hoch im Raum
fern der Erde, fern der Zeit,
spür' ich meine Pulse kaum.

Wünsche, Liebe, Lust und Leid
sind der heißen Brust entsunken.
fühle nur noch tief und trunken,
Schauer der Unendlichkeit.

Heinrich Eisen.

Wie sieht das Erdinnere aus?

Von Rudolf Hundt.

Tunnel- und Bergwerksbauten haben schon seit langer Zeit gezeigt, daß bei erreichter zunehmender Tiefe von hundert Meter die Wärme immer um einen Grad Celsius zunimmt. Nach dieser Beobachtung müssen schon in fünfzig bis sechzig Kilometer Tiefe Wärmegrade herrschen, die das Gestein zähflüssig gemacht haben. Nun muß auch aus der Tatsache heraus die Dichte der Erde überhaupt gegenüber der Dichte der an der Oberfläche befindlichen Gesteine viel größer sein. Darnach muß das Erdinnere, nach der Schwere geordnet, aus spezifisch schweren Stoffen bestehen. Man nimmt jetzt allgemein an, daß die Erdtemperatur im Innern 4000—5000 Grad beträgt. Diese Wärmegrade würden genügen, ein gasförmiges Innere zu erhalten. Nach dem Forscher Nölke sind schon in diesem Gasball die einzelnen Stoffe nach dem Gewicht in Form von Hüllen geteilt. Wenn sich ein Planet aus Gasen von ganz verschiedener Dichte aufbaut, so bildet er um seinen gasförmigen Kern eine Hülle, wenn die kritische Temperatur der schwereren inneren Gase niedriger als die der äußeren leichteren Gase ist. Die schwereren Stoffe sinken bis zum gasförmigen Erdmittelpunkt ein, bilden eine zusammenhängende Flüssigkeitsschicht. Während sich schwerere Gase zu Gestein verdichten, blieb der schwer kondensierbare Wasserdampf noch erhalten. Auf Grund von Erdbebenbeobachtungen kam ein anderer Gelehrter, Knott, zu der Ueberzeugung, daß unter einem festen, dabei aber elastischen Erdmantel ein unstarrer, dabei sehr zusammendrückbarer Kern liegt, also ein gasförmiger Kern. Die Beobachtungen über die Polschwankungen und Gezeitenänderungen im festen Erdkörper haben allerdings die Meinung aufkommen lassen, daß der Erdmantel so starr wie Stahl und sein Kern dreimal so starr sei. So stehen sich also die Anschauungen gegenüber.

Eine moderne Ansicht vertritt den Standpunkt, daß sowohl Erdkern als auch Erdkruste fest sind und daß sich zwischen beiden eine Schicht flüssigen oder zumindest zähflüssigen Gesteins befindet.

Neuerdings hat der amerikanische Gelehrte Clarke angenommen, daß auf Grund der höchsten Temperatur von 1600 Grad Celsius vulkanischer Ergüsse der Erdkern eine hohe Starrheit aufweisen muß. Diese Temperatur von 1600 Grad Celsius wird für den ganzen inneren Teil der Erde angenommen. Dazu kommt noch der hohe Druck, so daß selbst ein im Innern stark zusammengepreßter Metallkern eine hohe Starrheit aufweist. Clarke berechnet für den festen metallischen Kern 10 000 Kilometer, für den darüberliegenden Gesteinsmantel, der in seiner äußeren Schicht fest ist, 1370 Kilometer. Das Auftreten von Vulkanen auf der ganzen Erde macht es verständlich, wenn man überall in die Erdrinde verstaut schmelz-flüssiges Gestein annimmt.

Normannenfunde auf Grönland.

Kürzlich ist die dänische archäologische und geologische Expedition von Süd-Grönland nach Kopenhagen zurückgekehrt. Bei Igaliks, wo eine alte Niederlassung von Normannen unter Erik dem Roten bestanden hat, sind die Fundamente einer Kathedrale und eines Bischofspalastes ausgegraben worden. Das Hauptgebäude hatte eine Frontlänge von fünfzig Metern; die Flächenausdehnung war ebenfalls beträchtlich. Ein Skelett wurde gefunden, an dessen einem Finger noch ein Bischofsring steckte. Neben dem Gebein lag ein aus Walroß-Elfenbein geschnittener Bischofsstab. Vermutlich handelt es sich um die Ueberreste Jan Sverrejostres, des Adoptivsohns von König Sverre. Die weiter aufgefundenen Reste eines anderen Gebäudes in der Nähe von Lovmansgarden rühren wahrscheinlich von einer Kirche her, die hier durch die Gemahlin Eriks des Roten gestiftet wurde.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.



Nr. 5 — 19. Januar 1927 — 2. Jahrgang

Rosen, die den Weg verfehlten.

Skizze von Valesca Cusig.

Man unterhält sich immer sehr gut bei Legationsrat von Pfannenstiehl und Gemahlin. Auch heute.

Das Diner ist beendet. Die Gesellschaft begibt sich nach dem Musiksaal, wo ein junger Künstler, von der Hausfrau meisterhaft begleitet, seine Geige klingen läßt. Ein Notturno rauscht auf. Thea von Sendlingen ist im Vorraum zurückgeblieben. Sie lehnt in einem Sessel, verborgen von einer Palmengruppe. Ihre Pulse hämmern. Erinnerung stürmt auf. Doch löst sie keinen Schmerz in ihr aus. Nein, etwas wie Befriedigung, Stolz und Triumph braust durch ihre Seele. Sie kann der Begegnung mit einem — Gegner nicht mehr entrinnen. Und sie fühlt, daß sie gewappnet ist.

Legationsrat Kurt von Dillingen, der nach mehrjähriger Abwesenheit aus Washington zurückgekehrt ist, nähert sich ihr. Er hat sie schon einige Minuten verborgen beobachtet. Er hat in ihren Zügen geforscht, gesucht, ob er in ihnen noch Vertrautes fände.

Und er stellt fest, daß sie sich schöner entwickelt hat, als er es von der siebzehnjährigen erwartet. Wieviel rührende Anmut liegt in dieser verwitweten Jugend. Ob sie dem Gatten nachtrauert?

Wie die Schlange den Vogel, bannt sie sein Blick. Und durch die Melodien, die nachtdunkel zu ihr hereinstürmen, hört sie seinen Schritt, hört sie seine Stimme verschleiert und in verhaltenem Vorwurf: „Endlich können Sie mir nicht mehr entfliehen, Thea — endlich müssen Sie mir eine Erklärung geben, weshalb Sie so jäh ein Band zerschnitten, das .. ich für unzerreißbar gehalten hatte."

Kühl, gemessen sieht sie ihn an und bemerkt jetzt einen Zug brutaler Menschenverachtung um seinen schmallippigen Mund.

„Seltsam," sagt sie und stützt den Kopf in die Hand, während er sich neben ihr niederläßt: „Sehr seltsam! Haben Sie alle Faschingsscherze Ihrer Jugend so gut in Erinnerung behalten, Herr von Dillingen?"

Er sieht sie erstaunt an. „Faschingsscherz nennen Sie das, was mir heiligstes Wünschen und Wollen gewesen ist?"

„Lassen wir die großen Worte! Heilig können Sie unmöglich ein Gefühl nennen, daß Ihr Uebermut zu einem Witz degradierte."

„Sie sehen mich fassungslos einem ungeheuren Mißverständnis gegenüber, gnädige Frau!"

„Aber Sie, der Sie ein so gutes Gedächtnis zu haben behaupten, erinnern sich wirklich nicht jenes Vorfalls, der — zur Katastrophe führte?"

„Ich entsinne mich deutlich, daß die siebzehnjährige Thea Soederbloem mir ihr Jawort gegeben hatte, daß wir beide in himmelhochjauchzendem Glück geschwelgt haben — eine halbe Stunde lang! Ihre Mutter gab uns den Segen, und an demselben Abend sollte unsere Verlobung im engsten Familienkreise stattfinden. Ich trennte mich nur von Ihnen, um die Ringe zu besorgen, die Verlobungsanzeigen zu bestellen und für Sie die schönsten Rosen, die ich auftreiben konnte, zu holen. Als ich mit diesen in meine Wohnung kam, um mich für das Fest zu kleiden, fand ich den Brief Ihrer Mutter — nun, Sie werden noch wissen, was in diesem Briefe stand, Gnädigste."

„Daß ich mich geirrt hätte und die Ihre nicht werden könnte — klipp und klar" ergänzt Thea, die Lippen trotzig schürzend.

„Aber ohne Angabe des Grundes! Und als ich am nächsten Morgen persönlich bei Ihnen vorsprach, um mir das Rätsel lösen zu lassen, waren Sie verreist — Ziel unbekannt. Ich habe Sie nicht wiedergesehen! Können Sie auch heute noch nicht die Grausamkeit begreifen, die in Ihrem Handeln lag?"

„O ja, Herr von Dillingen, ich kann sie begreifen! Und damit auch Sie endlich verstehen lernen, will ich Ihnen eine Erklärung geben."

„Sie werden mich zu Dank verpflichten, Gnädigste."

„Erinnern Sie sich des Augenblicks, da Sie die La France-Rosen kauften, Herr von Dillingen?" fragt Thea mit einem Gemisch von Spott und Verlegenheit im Ton.

„Sehr wohl, Gnädigste."

„Wirklich? Genau? Und es fällt Ihnen auch heute noch nichts dabei auf? Die Blumenverkäuferin hatte Ihnen einen Strauß Rosen gereicht, der von einer Augenzeugin als „bezaubernd" gekennzeichnet wurde. Und — so schön der Strauß, so schön das Mädchen, das ihn gebunden! Sie dehnten den Kauf etwas lange aus, Herr von Dillingen. Sie scherzten mit dem schönen Mädchen — Sie erzählten ihm, daß der Strauß für Ihre Braut bestimmt sei, aber, so fügten Sie hinzu, wenn Sie sich auch gebunden hätten — Sie würden Schönheit, Anmut und Jugend immer verehren, nicht nur bei der Braut und Gattin. Und dabei zogen Sie zwei La France-Knospen aus dem Strauß und — reichten sie der Bewunderten!"

Dillingen hat den Kopf erhoben, sein Auge blitzt — ein leiser, kaum hörbarer Pfiff dringt durch die Zähne.

„Also das ist's! Und wer war die „Augenzeugin", die so genau berichtete?"

„Ich — ich sah es", entgegnet Thea leise, und der blühende Mund zuckt bei der Erinnerung. „Auch ich wollte Blumen kaufen, um .... die Festtafel zu schmücken. Sie waren so vertieft" — sie lächelt ein wenig ironisch — „in Ihr Spiel und die schöne Verkäuferin wahrscheinlich auch, so daß Sie mein Eintreten gar nicht bemerkt hatten. Als ich Sie gewahrte, versteckte ich mich hinter einer Pyramide blühender Alpenrosen und wollte, in dem Uebermut meiner siebzehn Jahre, plötzlich hervortreten, wenn Sie den Laden verließen. Aber ich wartete Ihren — Abschied nicht ab, ich schlich mich hinaus, Herr von Dillingen."

Sein Gesicht hat sich gerötet. Ein unangenehmes Gefühl, das er noch nie gekannt und der Scham verwandt ist, durchrieselt ihn. Sich zur Ruhe zwingend, sagt er: „Und diese Kinderei konnte ein Lebensglück vernichten!"

Sie macht eine abwehrende Bewegung.

„Nicht doch, Herr von Dillingen — Sie finden ein andres, wie ich! Damals glaubte ich allerdings, mein Glück sei zerstört, aber — nein, es baute sich nach Jahren nur herrlicher auf!"

Sie stehen sich jetzt gegenüber. Wie eine fremde Blume hebt sich das Marmorweiß ihres Halses, ihr von rotem Haar umflammtes Antlitz aus dem violetten Samt ihres Gewandes. Ein

unsagbar seiner Duft geht von ihr aus, aber zugleich eine Kruste, die den Mann erbittert.

„Nennen wir — ich will so schroff wie möglich sein — nennen wir mein Handeln eine Entgleisung, — ein Verbrechen ist unmöglich daraus zu bilden, Gnädigste."

„Verbrechen?" Sie lächelt ein unbeschreibliches Lächeln. Dann fährt sie fort: „Nein, ein Verbrechen war jener Scherz im Blumenladen nicht, Herr von Dillingen."

„Und war Ihre Liebe nicht groß genug, diesen — „Scherz" zu vergeben?"

„Nein, Herr von Dillingen, denn sie starb daran!" Kalt, wie zerfroren fallen die Worte von ihren Lippen. „Scherze, die die Gesetze des Taktes verletzen, zerstören das Glück einer Ehe langsam, aber sicher; um so mehr, wenn der Verletzende sie nicht erkennt. Er ist dann imstande, sie zu wiederholen, sei es in dieser oder jener Form, denn ihm fehlt das Gefühl für das Unwägbare, das die Verbindung zweier Menschen in einen Gleichklang ausstönen läßt."

Leicht neigt sie den Kopf und will gehen. Er vertritt ihr den Weg. — „Und wenn ein Mensch dieses Unwägbare ehrlich sucht und finden möchte?"

„Nicht bei einer, die er verwundete! Nicht bei einer, die dieses Unwägbare in vollkommenster Form an der Seite eines — anderen gefunden und ihm ein Leben lang die Erinerung bewahren wird. Nicht bei der, Herr von Dillingen!"

Und ehe er etwas antworten kann, ist sie gegangen — hinein in die gigantischen Wellen von Tristan und Isoldes Liebestod ..

Acht Pud.

Erzählung von Panteleimon Romanoff

(Aus dem Russischen übertragen von H. Liedtke.)

In großen Haufen standen die Bauern auf dem Gutshofe neben dem Heuschober und redeten, schrieen und stritten über die Heuverteilung.

Ursprünglich hatte man sich auf gleichmäßige Verteilung der Gutsmasse geeinigt. Bei dem Roggen war sie anstandslos durchgeführt. Man hatte dann auch die Wagen zerlegt, um jedem eine gleich große Menge von Wagenmaterial zuzuweisen. Da war Unsinn herausgekommen: der eine hatte eine Achse, der andere ein Rad erhalten, niemand brauchbares Inventar, kein einziger einen richtigen Wagen, auf dem sich etwas fortschaffen ließ. Das gab den Anlaß, bei den Kühen von der gleichmäßigen Verteilung abzugehen, sie sollten vorweg an die Armen gegeben werden. Da enthüllte sich jedoch ein furchtbares Elend: auf einmal waren alle Bauern vollständig arm.

„Laßt nur unsere Jungens von der Front zurück sein", riefen die Allerärmsten, denen man die zugeteilten Kühe wieder abnahm.

Jetzt ging es an das Heu. Wie man auch auszugleichen suchte, der eine oder andere blieb unzufrieden.

„Nun denke nach, grüble, zerbrich Dir den Kopf", sagte der Viehhändler im hellblauen Ueberrock, „die Verteilung muß gemacht sein, ehe die Jungen von der Front zurückkehren, sonst kommen uns diese verdammten Hungerleider mit ihrer Ordnung."

„Halt, ich hab's!" rief der Schmied. „Gebt jedem acht Pud*), was übrig bleibt, den Aermsten. So seid Ihr nicht geschädigt, und so erleiden auch sie keinen Nachteil."

„Richtig!"

„Jetzt könnt Ihr ruhig sein", sagte Shenjka zu den Aermsten. „Kühe hat man Euch nicht gelassen, dafür bekommt Ihr Heu vollauf, sorgt nur für Fuhrwerk."

„Aber Ihr haftet dafür, daß alle befriedigt werden", rief eine unbekannte Stimme von hinten.

Eine solche Drohung hörte man zum erstenmal.

„Wer hetzt hier immerzu das Volk auf?" schrie erbost der Viehhändler, die hinteren Reihen ins Auge fassend.

Auch alle anderen blickten sich um, niemand wußte, wer gesprochen hatte.

„Nun trollt Euch nach den Fahrzeugen."

Alle stürzten nach ihren Höfen, nur die Aermsten blieben zurück, da sie kein Fuhrwerk besaßen. Ihnen waren bei der Verteilung des Fuhrparks ja nur Achsen und Deichseln zugefallen, die hatten sie aus Aerger verbrannt.

Nach einer halben Stunde war der ganze Hof von Schlitten besetzt. Am aufgeregtesten benahm sich der Schmied. Er lief und schrie wie bei einer Feuersbrunst. Der Krämer und der Viehhändler kamen jeder mit zwei Schlitten. Auch der Gemüsegärtner war wild: bald lief er zum Schlitten, bei dem sein Junge in langen Stiefeln mit der Peitsche stand, bald zum Heuschober, als wollte er sich überzeugen, ob das Heu auch reiche.

Vorweg nahm jeder — ohne Anrechnung auf seinen Anteil — einen großen Armvoll Heu zum Auslegen des Schlittens und als Futter für das Pferd.

„Heda, nicht mehr als zwei Armvoll", rief der mit einer Heugabel am Schober stehende Gemeindevorsteher, als er sah, daß einige Bauern das Heu nicht in den Schlitten sondern irgendwo hinter die Scheune brachten.

*) Ein Pud = rund 16 kg.

„Wir nehmen auch nur zwei ordentliche Armvoll", erklärte der Schmied, indem er sein Knie auf ein mächtiges Bündel stemmte und es mit einem Strick fest verschnürte.

Wirklich türmte er zwei so große Bündel auf, daß er selbst ganz verdeckt war, als er sie zum Schlitten trug. Man sah nur einen auf zwei Stangen wandernden Heuberg.

Ohne ihre Bauern gekommene Weiber quälten sich bis zur Erschlaffung, um in die beiden Armvoll möglichst viel zu fassen. Die Tischlerfrau klammerte sich an ihren Bündeln fest, vermochte sie aber nicht aufzuheben. Sie weinte vor Aerger, schaute nach dem Heublock, wo die Bauern auf allen Seiten wie Ameisen wimmelten, um das Heu wegzuschleppen, und klagte: „Herr Gott im Himmel, keine Kraft!"

„Heda, nicht mehr als acht Pud", rief der Gemeindevorsteher.

„Was stehst Du da und gaffst!" schrie, zu seinem Sohne heranlaufend, der Gemüsegärtner, der schon mehrmals hinter der Scheune verschwunden, durchgeschwitzt und ganz von trockenem Heu bestaubt war. „Pack auf!"

„Ich komme schon noch zurecht, es läuft nicht weg", sagte der Junge.

„Ein Narr ‚kommt zurecht', ein Weiser schafft in der Zeit zwei Fuhren." Und selbst das Pferd am Zügel fassend und in den Schnee stopfend, sagte er zum Heuschober.

„Fahr' zu!" bedeutete er eilig dem Sohn, als dieser mit dem fertigen Fuder die Toreinfahrt erreicht hatte. „Du selbst bleibst zu Hause, sie sollen mir an Deiner Stelle Mitjka schicken. Aber er soll nicht Deine Mütze aufsetzen, der Satansjunge; sonst geht ihr für einen, und man merkt auf zehn Meilen, daß ihr von einem Hofe seid."

Am Heuschober gab es heiße Arbeit. Oben auf dem Stapel schafften zehn starke Bauern, sie wälzten das Heu mit Forken in großen Ballen auf die Fuhren, als gelte es Rettung vor dem Feuer. Was nicht auf das Fuhrwerk, sondern vorbei fiel, war im Augenblick verschwunden, als hätte es die Erde verschlungen.

„Ja, was packst Du zusammen!" fragte der Vorsteher den Schmied, der soviel Heu aufgeladen hatte, daß sein Schlitten krachte und er selbst wie auf einem Turm saß. „Wieviel macht die Ladung aus?"

„Acht Pud", antwortete der Schmied, ohne sich umzusehen, mit heiserer Stimme. Er war in Schweiß gebadet und vom Heuabfall dicht bestaubt; er griff einen neuen Arm voll Heu und stampfte ihn mit den Füßen ein.

Durch das Tor sprengten jene wieder heran, denen es gelungen war, schon eine erste Fuhre wegzuschaffen.

„Paßt auf! Diese verfluchten Kerle kommen von neuem angejagt."

„Wozu seid Ihr wieder erschienen?"

„Ja, nur um zu sehen ..."

„Brüderchen, handelt nach Treu und Glauben!" rief mit seinem dünnen Stimmchen Stepan.

„Es wird alles in bester Ordnung sein", erwiderte der Schmied, mit dem Fuß auf das Ende der Leine tretend und das Fuder verschnürend.

Wer aufgeladen hatte, trieb die Pferde an und jagte davon; die Torflügel krachten.

Das Heu verschwand. Nun kamen die Aermsten, Stepanida und Sachar Aleksejitsch, auf den Hof gelaufen. Sie waren im Dorfe herumgegangen, um Fuhrwerk zu bitten, da Stepanida bei der Fuhrwerkverteilung nur das Vorderteil eines Wagens und zwei alte Räder erobert hatte.

Sachar Aleksejitsch, wohl zum erstenmal in seinem Leben in Eile, stürzte in hoher Schaffellmütze mit einem Gesicht auf den Hof, wie man es bei dem Besitzer eines Hauses beobachten kann, der sein Haus in Flammen und schon alles vernichtet sieht. Er ächzte, schlug mit den Händen auf die Schöße seines Halbpelzes und blickte sich um, bald nach dem Heuschober, bald auf die den Hof verlassenden Fuder.

„Iwan Nikititsch, sei so gut, gib mir einen Schlitten ..."

„Ich habe keinen Schlitten" — Iwan Nikititsch eilte spornstreichs davon.

Und zu welchem Häuflein die Aermsten auch gingen, es löste sich sogleich auf; nach einer Minute standen sie allein und beobachteten sich nun gegenseitig mit zornigen Blicken, da sie nirgends mehr auf eine fremde Nase stießen.

„Ja, worüber beunruhigt Ihr Euch? Es ist doch bestimmt, daß jeder acht Pud bekommt ... Ach, soll da wirklich ...?"

„Acht hin, acht her, — raffe, so gut du kannst!" versetzte ein Bäuerlein, das eben seine zweite Schlittenladung verschnürt hatte und sein Pferd eiligst vorüberlenkte.

„Seid Ihr fertig?" fragte der Vorsteher.

„Ja. Bei meinem Tagewerk habe ich mich noch nie so abgerackert", seufzte der Schmied, seine Mütze von der Stirn rückend, um mit der Schürze Staub und Schweiß abzuwischen. „Acht Pud, und ich habe so geschwitzt, daß mein Pelz durch und durch naß ist."

„Und was bekommen wir?" fragten die Aermsten.

„Für Euch ist der ganze Rest", antwortete Shenjka. „Teilt ihn aber gewissenhaft."

Der Raubmörder.

Skizze von Hildegard Diel.

Doktor Maybach, ein feinsinniger Schriftsteller und tüchtiger Psychologe, traf eines Nachmittags auf einer einsamen Felshöhle mit ihm zusammen. Er hatte gerade, lang hingestreckt, den vom Herumkraxeln noch etwas benommenen Kopf bequem auf den im Schatten liegenden Rucksack gebettet, in einer am Morgen mitgenommenen Zeitung das genaue Signalement eines kürzlich aus der Untersuchungshaft ausgebrochenen Mörders gelesen, als sich der Beschriebene plötzlich wie dem Boden entstiegen mit lauerndem Lächeln über ihn beugte. Anzug, Gestalt, Gesichtszüge — alles stimmte. Auch die grotesk wirkende Narbe über dem rechten Auge war unheimlich deutlich zu sehen und nahm dem erbleichenden Schriftsteller jegliche Hoffnung einer Täuschung.

Zu einer Flucht war es zu spät. Der Hüne hätte ihn sofort eingeholt, da eine leichte Fußverletzung ihm nur ein Schleichtempo gestattet hätte. So senkte er schicksalsergeben die Augenlider und nahm, als der Verbrecher mit durchtriebenem Auflachen herausstieß: „Na, dörrender Bergkamerad, darf man das Lager teilen?" heimlich Abschied vom Leben und seinen fernen Lieben. Dabei dachte er mit sonderlicher Wehmut an seine kleine goldbraune Tischnachbarin drunten im Waldhotel, die ihn seit ein paar Tagen durch ihr liebes Wesen und anmutiges Plaudern entzückt und ihm heute morgen verheißen hatte, daß sie ihn suchen würde, falls er nicht bis drei Uhr zurück sein sollte.

Der Raubmörder hatte sich indes dicht neben ihm niedergeworfen und fixierte ihn, die Arme unter dem Kopf verschränkt, unentwegt mit lauerndem Lächeln. Vielleicht wartete er auf eine einschläfernde Wirkung der Höhensonne, um sein Opfer möglichst geräuschlos abzutun, oder er überlegte, ob sich die Beute überhaupt lohne.

Dieser letzte Gedanke gab dem fröstelnden Todbereiten plötzlich wieder neue Lebenshoffnung. Vielleicht konnte er doch noch mit heiler Haut davonkommen, wenn er den Strolch, den seine von einem Unwetter übel zugerichtete Kleidung aus ihm machte, auch in Wort und Wesen zu mimen versuchte oder sich gar als Genosse des Verbrechers ausgab. An einem Kameraden konnte einem Raubmörder doch nicht viel gelegen sein. Und da er in dieser Rolle vermutlich auch einen interessanten Einblick in die Verbrecherpsyche gewinnen konnte, wandte er sich, kurz entschlossen, mit heroischer Kaltblütigkeit an seinen unheimlichen Nachbar: „Na, Bruder, was machts Handwerk? Bin nämlich auch von der Zunft." — „So? Freut mich," gab der Raubmörder mit scheinbar ehrlichem Erstaunen zurück und fixierte ihn dabei noch schärfer mit seinen bohrenden Blicken. „Na, ich kann nicht klagen. Mach' erst seit ein paar Tagen die Gegend hier unsicher und hab' schon ganz nett geschafft. Gestern hat ein kleiner Ziegenhirt dran glauben müssen. Ist natürlich erst auf und davon gelaufen. Aber dann hab' ich mir ihn doch noch geangelt. Und vorgestern hab' ich dem Schloß da drüben einen Besuch abgestattet. Altes Kastell — nur von einer schwerreichen Greisin bewohnt. Schauerlich einsam, aber darum grad' was für mich."

Entsetzen und Abscheu packten den Schriftsteller. Die zynische Offenheit des Schurken und der harmlose Tonfall dabei empörten und schreckten ihn zugleich. War der arme Ziegenhirt vor den Mörderhanden nicht sicher gewesen, dann war er es als angeblicher Genosse auch nicht.

Der wieder wachsende Todesgedanke weckte einen guten Einfall in seinem nach neuen Rettungsmöglichkeiten angeirrten Dichterhirn. Das war's! Man mußte um sein Leben zu sichern sich noch fester mit dem Verbrecher verbinden. Sofort dazu entschlossen, richtete er sich etwas auf, sah dem Raubmörder lächelnd in die Augen und fragte mit gut gespielter Gemütlichkeit: „Könnten wir nicht mal zusammen was unternehmen, Kollege —?"

„Aber natürlich," lachte der Raubmörder. „Ich will morgen abend einem alten Einsiedler da oben auf den Pelz rücken. Der Kerl lohnt, wie Sie sehen werden, den Aufstieg und das vorherige Nächtigen in der Schutzhütte. Hab' mir den längst vorgenommen. Können uns acht Uhr hier oben treffen. Haben ja Mondschein."

Doktor Maybach nickte mit ehrlicher Befriedigung. Die Lebensversicherung war geglückt. Natürlich wurde er an seiner Statt die Kriminalpolizei hinaufschicken.

Ein flüchtiges Wohlgefühl überkam ihn. Er streckte sich wieder, dachte an seine kleine Tischnachbarin und überlegte dabei, ob er nun einen ungefährdeten Abmarsch von der Stätte der Gefahr riskieren könnte.

Der Raubmörder hatte sich indes, lustig vor sich hinpfeifend, aufgesetzt und hielt ihm ein geöffnetes silbernes Zigarettenetui herüber. Im selben Augenblick sah der Schriftsteller auf der Hand des Unmenschen ein paar eingetrocknete, aber noch deutlich erkennbare Blutflecken ... Unfähig, sein Entsetzen zu verbergen, starrte er mit weit geöffneten Augen auf das scheußliche Verbrechermal.

Den Raubmörder schien sein Erschrecken erst zu verwundern, dann zu belustigen. „Mal was kleben geblieben vom gewohnten Handwerk", lachte er gemütlich und strich dabei flüchtig über den Handrücken. „Kommt auch mal vor!"

„Gewiß, gewiß!" stammelte Doktor Maybach — und war im selben Moment entschlossen, zu Gunsten eines schleunigen Abzuges auf alle weiteren Einblicke in die Verbrecherpsyche zu verzichten. „Ich muß jetzt weiter", sagte er hastig, stand auf, schnallte den Rucksack um und reichte dem Raubmörder die Hand. „Also auf Morgen, Kollege —"

„Werde zur Stelle sein, auf Wiedersehen ..."

Sie sahen sich aber schon früher wieder.

Als Doktor Maybach, so schnell als es sein schmerzender Fuß erlaubte, einen Wiesenabhang hinabgehumpelt war und in eine Waldschlucht einbog, hatte er das unheimliche Gefühl, der Gefahr noch immer nicht entronnen zu sein. Die Klamm mit dem alles übertosenden Wasser war ja für einen Ueberfall außerordentlich günstig. Er warf deshalb alle paar Schritte einen angstscheuen Blick nach hinten. Aber der Mörder war nicht zu sehen. Statt dessen tauchte plötzlich hinter einem Felsvorsprung, nur wenige Schritte vor ihm, eine auf ihn zueilende zierliche Frauengestalt auf — Seligkeit und Schreck durchfuhr ihn. Das war doch — —

Da stand seine kleine goldbraune Tischnachbarin schon vor ihm, leuchtende Freude in den warmen Augen. „Gott sei Dank, daß Sie kommen — ich hab mich schon so gesorgt —"

Er zog rasch ihren Arm in den seinen. „Kommen Sie schnell —" Im selben Moment glaubte er Schritte hinter sich zu hören, wandte sich erschrocken um — und sah, kaum zwei Meter hinter sich, den Raubmörder.

Entsetzt drückte er den Arm seiner sich gleichfalls umschauenden Begleiterin noch fester an sich — aber da riß sie sich plötzlich von ihm los und lief mit dem Freudenruf „Wo kommst du denn her, Werner?" in die ausgebreiteten Arme des Verbrechers.

Verständnislos starrte der Schriftsteller auf das überraschende Bild — behielt aber nicht viel Zeit zum Entsetzen, denn seine entsprungene Begleiterin wandte sich gleich wieder zu ihm um. „Mein Bruder, Herr Doktor — Herr Doktor Maybach" — — und dann lachte sie plötzlich hell auf. „Dein Metier brauchst Du nicht erst zu sagen. Das steht Dir ja schon auf der Stirn geschrieben — ach, und die Hand auch ganz farbebeklext." Und sie versuchte rasch mit ihrem Spitzentaschentüchlein die „Verbrechernarbe", einen Oelfarbenstrich, von der brüderlichen Stirn zu entfernen.

Da ging dem verblüfften Schriftsteller ein Licht auf. „Sie sind Maler —?" stotterte er noch halbverstört.

„Natürlich", lachte der Hüne. „Ich denke Sie auch? Wir haben doch verabredet, den alten Einsiedler gemeinsam aufzusuchen."

Da gab's nun ein lustiges Durcheinander von Fragen, Erklären, Irrtumsgeständnis und hellem Gelächter — und tags darauf statt einer kriminalistischen Sensation — eine Verlobungsfeier.

Die Peitsche.

Skizze von A. Klingensteiner-München.

Im wildesten Bezirk Nepals, dort, wo die gigantischen Massen des Himalaya aus der Erde emportauchend sich zum Sturmlauf gegen das schimmernde Blau der Himmelskuppel anschicken, und wohin nur ganz selten ein menschlicher Fuß sich verirrt, dort hauste seit Jahren in einer geräumigen Höhle Chandra Singh der Gütige, der Heilige. So nämlich wurde er von den Bewohnern der tagweit entfernten nächsten Siedlung genannt, die er regelmäßig alle drei Monate einmal betrat, um ein großes Paket Bücher in Empfang zu nehmen und seinen unglaublich geringen Bedarf an sonstigen Gütern zu decken. Seine Ankunft in jener kleinen Niederlassung war jedesmal ein Ereignis, dem keines der glänzenden Hoffeste in Katmandu gleichkam. Alt und jung, arm und reich, jedermann drängte sich herbei, um in all den großen und kleinen Nöten des Lebens Hilfe von ihm zu erflehen. Und seit damals, wo der Heilige einen Viehhirten vor der Wut eines wild gewordenen Stieres rettete, indem er sich dem heranrasenden Tier mit gekreuzten Armen entgegenstellte und in völliger Regungslosigkeit es zur Umkehr zwang, seit damals kannten die Verehrung und der Glaube des Volkes an seine geheimen Kräfte keine Grenzen mehr. — —

Müde, aber froh im Herzen war Chandra Singh am Nachmittag in seine ärmliche Behausung zurückgekehrt und hatte es sich auf seinem harten Lager bequem gemacht, als plötzlich der Klang einer herrischen Frauenstimme an sein Ohr schlug: „Rede keinen Unsinn, Dick! Hier herum muß er irgendwo stecken — der Rajah hat mir den Platz ganz genau beschrieben — meinetwegen kehrt Ihr um — ich bleibe da, bis ich den verrückten Kerl gesehen und gesprochen habe!"

Darauf eine tiefe ruhige Männerstimme: „Sie wissen ganz genau, Mylady, daß wir Sie in dieser Wildnis nicht allein lassen. Im übrigen darf ich aber bemerken, daß Chandra Singh keineswegs ein Verrückter ist, sondern einer der größten Gelehrten des Landes und dazu nach allem, was ich gehört habe, ein Mann von hoher Menschlichkeit." —

„Ich kann absolut nicht verstehen, Mr. Larsen, warum Sie mit diesem braunen Gesindel sympathisieren! Sie sind eben kein Engländer. Uebrigens, ob der Kerl wirklich mehr kann als ein gewöhnlicher Fakir, das muß er mir erst beweisen."

Ruhiges Lachen antwortete: „Wenn er Lust dazu hat."